

Edmond Bille

Autor(en): **Markus, S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was wollten die zwei Schlingel? Ach, Arnoldli sprudelte es mit seinen gesprungenen Lippen heraus: wie der Eisen den ganzen Vormittag bei Andrea Bolzi bolzgerad gewacht und nach dem Aufwachen den Tschingg mit Tee und Eiweiß bedient und immer Pst, pst! gemacht habe, Non parlar, niente parlare ... kurz, ihn so gut als möglich gepflegt habe, bis der Doktor von Airolo mit Sonnenschirm und weißer Weste dahergestieft sei und alles vorzüglich befunden und den Signor Dottore Walter in den Himmel und zwar bis mindestens zu den Erzengeln hinaufgerühmt habe.

Hier gab ihm die Mutter einen Klaps.

Und so seien sie uns entgegengelassen, damit wir weiter keine Sorge hätten und nicht zum Hospiz hinab pressieren müßten. Der Ernst sei immer vorausgerannt und habe ihm mit Seil und Pickel, wo eine fihlige Stelle war, pyramidal nachgeholfen. Der Eisen — großer Gott — kann alles, klettern, über Spalten kumpen von Klasterbreite und sogar drei Stunden lang totenstill neben einem elenden Schnarcher stehen! Pyramidal!

Ernst Eisen stand auch jetzt starr und bleich neben uns und redete kein Wort. Aber er erwartete etwas. Die Ohrfeige mußte weg. Er hatte alles getan... Na, mehr konnte er nicht!

Regina sah ihn voll lieber Mütterlichkeit an, lange, lange, und sah dann auch Arnoldli mit den nassen Schwachlippen und das Seil zwischen beiden Jungen an und sagte endlich: „Wenn du so ein Tüchtiger bleibst, dann führe mir den Arnold nur weiter! Kein Mann könnte es meinem Bub schöner vormachen!“

„Ja, Eisen,“ bekräftigte ich, „du bist ein Edelmann! Das haben wir immer gewußt!“

Der Bursche biß die kleinen Zähne vor Eifer so hart in die schmale Unterlippe, daß alles Blut daraus wich. Er dankte wortlos mit einem stolzen Nicken seines langen Gesichtes. Aber dieses knappe Nicken war mit dem gleichen Gefühl geschehen, mit dem andere unter Tränen und Schwüren uns halbtot drückten.

„Du bist ein Teufelskerl,“ sagte ich und suchte mich mit diesem Kraftwort möglichst aus der Rührung herauszuschaffen. „Seht, wie er das Seil geknotet hat, ganz fachmännisch, und wahrhaft, da hast du ja einen wüsten Schnitt im Handballen! Ernst, den muß ich sogleich...“

In diesem verschmitzten Moment griff der Capitano blitzschnell nach dem Gummiverschluß, und ich, als gälte es meine Seele, stürzte vom geliebten Knaben zur hundertmal geliebteren Frau, stürzte mitten ins Bild hinein... Tack!

„Ma, Signor Walter,“ brummte der Photograph mit seiner untersten Orgelpfeife. „Sie sturzen in das Platte, Sie werderwen meine Fotografia... Sie...“

„Verzeihung,“ bat Regina lächelnd, „aber Walter gehört aufs Bild... Feuer unter dem Rotondo, doch das nächste Jahr oben!“

„Das nächste Jahr oben!“ wiederholte ich dankbar und schüttelte ihre starke Hand.

* * *

Ich wußte wohl, daß es ein langes und nicht leichtes Jahr sein würde. Als ich am nächsten Tag allein das Tal hinunter nach Airolo zog, hatte ich neben dem eintönig rauschenden Tessin am vogelstillen einsamen Nachmittag Zeit genug zur Betrachtung, was es noch alles für uns beide zu überwinden gab bis zum eroberten Gipfel: Tage, wo man wieder scheu oder reuig oder bang zurückweicht, Tage, wo es das Herz in Wind und Eis gefrieren will, Tage, wo starke Nebel aus der Vergangenheit steigen und bald wie fernes abendliches Heimweggewölke, bald wie nahe zornige Gewitter unsere Seele zwischen Ja und Nein herumjagen! Regina wird das dreifach schwer zu fühlen bekommen, ich weiß es... Aber der Tessin lief so kräftig vor mir her, die Berge glänzten so frisch im obersten Schnee, ein kleiner tapferer Ostwind blies mir so keck ins Gesicht und am Airoler Bahnhof piffen die Lokomotiven so siegreich und schritt das Touristenwolk so tatenlustig von Wagen zu Wagen, daß meine Hoffnung gewaltig über alle Sorge emporflog und ich dem Ernst Eisen noch rasch eine Ansichtskarte mit der größten, von ihm unsäglich verehrten Gotthardlokomotive kaufen und darauf mit spaßhaftem Ernst schreiben konnte:

„Grüße mir mein Mimeli und seine Mutter! Und dann steht im Fremdenbuch noch ein sehr häßliches Wort, woran du mitschuldig bist. Ich bitte dich, streiche es mit einem tapfern Federzug deiner verwundeten glorreichen Hand aus, daß kein Tüpfelchen übrigbleibt vom

gewesenen Sagesolz!“

Edmond Bille.

Mit einer Kunstbeilage und elf Reproduktionen im Text*.)

„Eine deprimierende Gegend!“ meinte mein Gegenüber im Eisenbahnwagen. „Links und rechts nichts wie kahle, jäh abstürzende Hänge, die jeden Augenblick in Bewegung zu geraten und den Zug und alles zwischen ihnen pulsierende Leben zu zermalmen drohen! Ich wünschte, wir wären wieder draußen. Aus dieser düstern Felswildnis scheint ein Entrinnen unmöglich, und vor dem Grandiosen dieser schroffen und verschlossenen Bergmassen muß die menschliche Seele und Ambition jeden Atem verlieren. Puh, ein unerträgliches Gefühl!“

Ich dachte an meinen ersten Ausflug ins Wallis. „Das war

auch mein erster Eindruck,“ gab ich zurück, „und ich glaube, es wird niemand anders ergehen, der von den leuchtenden Gestaden des Genfersees her bei Regenwetter zum ersten Mal hier einfährt. Doch haben Sie einmal die sonnigen Nebentäler und ihre eigenartigen Menschen, Sitten und Gebräuche näher kennen gelernt, dann hat die Wildnis ihre Schrecken für Sie verloren und tief menschliche Züge angenommen. Es geht uns dabei ganz wie in der Kunst,

*) Dazu vgl. die Kunstbeilagen in unserer „Schweiz“ IX 1905, 328/29. 440/41. X 1906, 60/61. XI 1907, 104/05.

wo alles Große und Eigenartige uns erst verwirrt, unser Gefühl lähmt, bis längere Beschäftigung und liebevolles Eindringen uns das Rätsel der scheinbaren Sphinx lösen, diese der kalten Hülle entkleiden. Ich kenne Maler, denen diese Einöde zur zweiten Heimat geworden, in der ihre Wesenheit so reslos aufging, daß sie allgemein, auch dem Kunstkenner, als Walliser gelten...“

„Eine zweite Bretagne also?“

„Wenn Sie wollen, ja. Nur daß diese Natur weniger leicht zugänglich, weniger leicht zu bewältigen ist, daß die Bretagne auch dem Dilettanten und Halbkünstler pariert, dieses trohige Gebirgsland aber nur von ebenso trohigen Kraftmenschen, fertigen, zielbewußten und ausdauernden Künstlern zu erobern ist.“

„Und das sind diese sogenannten Walliser Künstler?“

„Soweit ich sie kenne, gewiß. Doch da sind wir schon in Sierre, und ich muß aussteigen. Sie sehen, ich werde erwartet.“

„Der Riese dort?“

„Er gehört zur besagten Gilde.“

„Sein Name?“

„Edmond Bille...“

Plaudernd schritten wir nebeneinander hin durch die enge, trottoir-, aber nicht schmutzfreie Hauptstraße des Städtchens, an umzäunten Wiesen mit freiem Ausblick auf rings den Horizont abschließende Berghänge vorbei nach einem unscheinbaren Gebäudekomplex: dem Heim meines mich um mehr denn Kopflänge überragenden Begleiters. Links davon wurde ein schloßartiger Bau sichtbar, in eigenem, von den Häusern der Umgebung auffallend abstechendem Stil und doch mit ihnen ein einheitliches Ensemble bildend, das dem Auge wohlthat. „Mein Atelier,“ bemerkte der Künstler. Wir durchschritten einen Hof und verborgene enge Privatwege und gelangten über ein malerisches äußeres Treppenhaus ins Innere. Ein kleines, behaglich

ausgestattetes Arbeitszimmer führte ins Atelier, das — ganz im Stile einer altertümlichen hohen Kapelle mit schmalen, aber langen Fensteröffnungen, schweren, mit Originalbeschlagen versehenen Türen und einer stattlichen Orgel — einen nicht wenig eigenartigen Eindruck machte. Man fühlte es instinktiv und dieses Gefühl verdichtete sich beim Anblick der Emporen, Terrassen und Verzierungen des originellen Gebäudes zur Gewißheit: der all das nach eigenen Plänen herstellen ließ, um darin an die sieben Jahre bereits und abgeschlossen vom Lärm und Getriebe der Welt hohen künstlerischen Projekten zu leben, der wußte, was er tat und wollte, der war nicht der erste Beste...“

Und Edmond Bille ist nicht der erste Beste. Das wird mir jedermann, der seine Bilder je gesehen, bestätigen.

1878 im schloßüberragten neuenburgischen Valangin geboren, verlebte Bille seine Knabenjahre in dem inmitten von Wiesen und Wäldern prangenden ländlichen Dombresson im Val de Ruz, wo sein Vater Waisenhausdirektor war. Die malerische Umgebung, das idyllische Leben und Treiben der bäuerischen Bevölkerung, an dem er sich gerne und oft persönlich beteiligte, und nicht zuletzt das „Magazin pittoresque“ in der Bibliothek seines Vaters, in dem er stundenlang blättern konnte, regten ihn schon sehr früh zum Zeichnen an und weckten in ihm den Gedanken, Maler zu werden. Gerne hätte er seine Künstlerlaufbahn gleich in einem Atelier begonnen; allein der Herr Direktor hielt auf solide Vorbildung, und auf sein Verlangen mußte der Fünfzehnjährige ins Gymnasium nach Neuenburg, das er indes 1894 bereits mit der „Ecole des Beaux Arts“ in Genf vertauschen durfte. Barthélemy Menn war nicht mehr, und sein ihn vertretender Schwiegersohn Barthélemy Bodmer beschränkte seinen Unterricht darauf, die Zöglinge zu ermutigen, ihnen Komplimente zu machen und eine große Zukunft zu prophezeien. So durfte Bille von Glück sprechen, als sein Vater ihm vorzuschlug, die Studien in Paris fortzusetzen, und er schon im Herbst 1895 in Begleitung des Brief-



Edmond Bille, Sierre.

Rebel (Tempera, 1910).



Edmond Bille's Atelier in Sierre (Siders).

markenschöpfers Eplattenier an die Seine verreisen konnte, wo er in der „Ecole des Arts décoratifs“ fleißig und ausdauernd nach lebenden Modellen und an dekorativen Kompositionen arbeitete. In seiner freien Zeit besuchte er Eug. Grasset, mit dem ihn eine Empfehlung zusammengebracht, und Ernest Bisler, der gerne mit den Jungen verkehrte und damals gerade mit den Entwürfen für das Bundesgerichtsgebäude in Lausanne beschäftigt war, oder er unternahm in Gesellschaft Hans Widmers von Bern und Jakob Herzogs von Winterthur, die beide im Atelier Julian tätig waren und von denen der letztere die Freunde oft in seinem Atelier in der Rue Notre dame de champs empfing, Ausflüge in die Umgebung, auf denen sie der Basler Bildhauer Hans Frei und der Berner Maler Bollenweider begleiteten und die in Widmer und Herzog das Projekt reifen ließen, ihr Beisammensein auf Schweizerboden fortzusetzen. Als Bille nach zweijährigem, nur einmal unterbrochenem Aufenthalt in Paris 1897 nach Dombresson zurückgekehrt war, erhielt er denn auch von ihnen die Einladung, an ihrer in Brienzwiler gegründeten „Künstlerkolonie“ sich zu beteiligen. Er nahm an und verbrachte einen ganzen Winter mit den Freunden in fleißiger Arbeit, die nur hie und da durch Bergtouren unterbrochen wurde, auf denen der Künstler zum ersten Mal die großartige Natur der schweizerischen Alpenwelt kennen und lieben lernte.

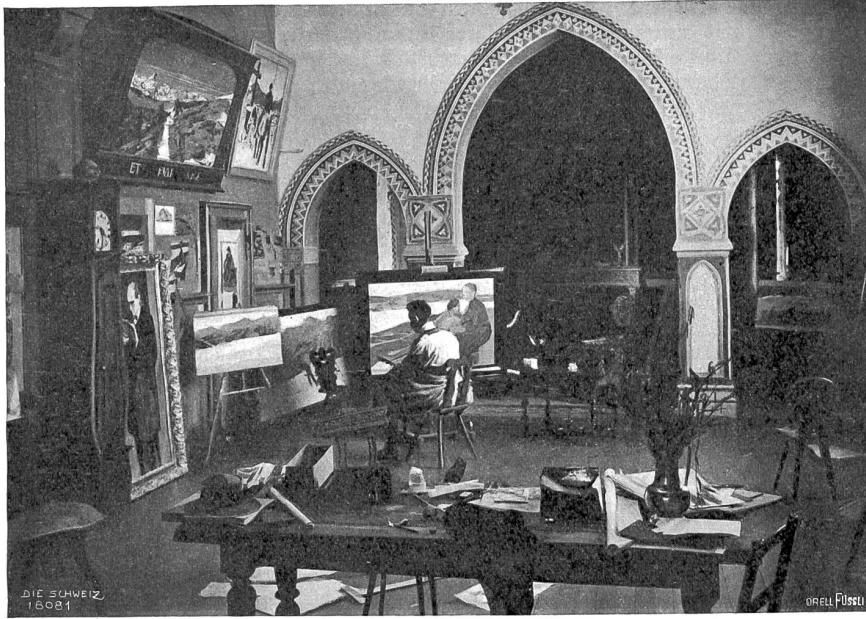
Im Sommer desselben Jahres hatte er in Begleitung seines Vaters einen Ausflug ins Val d'Anniviers (Einsichtal) im Wallis unternommen, und dahin zog es ihn nun, da hoffte er sich selbst und alles das zu finden, was seinem Wesen, seinen Bedürfnissen entsprach. Doch sein Wunsch sollte sich erst nach Jahren, in denen er bald in Brienzwiler, bald im „Atelier d'Art Heaton“ zu Neuenburg, bald in Chandolin und Grimenz im Einsichtal sich aufhielt und eine lange Dienstzeit durchmachte, erfüllen: im Winter 1900, wo er sich erst in einer kleinen Ra-

pelle, dann in einem eigens für ihn erbauten, prächtig situirten Chalet oberhalb des höchstgelegenen Dorfes von Europa, Chandolins (2000 m) im Val d'Anniviers, festsetzte, um es von 1904 an, dem Jahre, da er sich mit Eliza Mayor aus Clarens, der Tochter des verstorbenen Nationalrates L. Mayor-Vautier, verheiratete und für immer in Sierre einrichtete, nur noch zu verlassen, um in seinem Hause daselbst Aufenthalt zu nehmen*).

Hier, an den tiefsten und höchsten Punkten des Val d'Anniviers, schuf und schafft Edmond Bille all jene Bilder, die an den Ausstellungen, an denen sie auftauchen: in Zürich wie in Genf und Neuenburg, in Karlsruhe und München wie in Paris und Budapest, an Spezial-, National- und International-Ausstellungen, von sich reden machten, die dem Künstler 1905 den Prix Calame eintrugen und den Bund zu wiederholten Malen (1904, 1907 und 1909) zu Ankäufen bewogen, von denen die Museen von Solothurn, Sitten und Neuenburg beredtes Zeugnis ablegen. Hier auch entstand jenes einzigartige, 1908 bei Payot in Lausanne erschienene Prachtwerk vom „Village dans la montagne“ mit seinen zahllosen Proben einer superioren Künstlerschaft, das der Maler im Verein mit Ramuz geschaffen und das im In- und Ausland wohlverdientes Aufsehen erregte. Jahrelang hat er daran gearbeitet, und dabei ist sein Wesen immer mehr in dem des Dargestellten aufgewanden. In diesem ewigblauen Himmelsdom, dieser verschwenderisch strahlenden Sonne, diesen unzugänglichen, fruchtbaren und verschlossenen Bergmassen und vor allem in der nicht weniger verschlossenen Schichten und herben Rasse, die ihre Täler und Hänge bevölkert. So sehr verwuchs er mit ihr, daß er sich als ihr Glied fühlt und ausgibt und daß er ihre physische und psychische Dürftigkeit vorzieht dem kultivierten Reichtum anderer Völker und selbst Italiens, in dem er doch erst 1902 und 1903 unvergeßliche Tage verlebte. Ja, was den Fremden auf den ersten Blick als häßlich abstößt, ihm erscheint es schön; ihm sagt die verkümmerte und primitive Gestalt der Walliserin mehr als selbst die raffinierte Schönheit der Französin. Der Neuenburger Edmond Bille hat sich im Wallis akklimatisiert, so sehr, daß seine Kunst uns annutet wie ein Stück dieses eigenartigen Gebirgslandes, dessen Odem sie ausströmt und dessen Eigenheiten sie teilt. . .

Was Bille vorschwebt, das ist ein aller Klein- und Staffeleimalelei fremder Monumentalstil, den er einzig in der dekorativen Malerei zu finden glaubt. Damit ist zugleich gesagt, daß er allem Impressionismus abhold ist und im Gegensatz zu dessen Vertretern nicht dem Augenblick, sondern, ähnlich wie Hübner, einem Absoluten — Gesetzmäßigen kann man hier nicht sagen — sich widmet. So sind seine Bilder keine Blizlichtaufnahmen, sondern zumeist Produkte wochen-, ja monatelanger Arbeit. Darnach sehen sie aber auch aus: da ist nichts willkürlich Hingeworfenes, nichts Affektiertes und Verschwommenes; klar und bestimmt, in ihrer formalen und koloristischen Echtheit und Ehrlichkeit fast herb und festgehalten in ihrer ganzen spezifischen Eigenart, steigen diese Bergmassive, Täler, Dörfer und Gestalten vor uns auf, als ein bestimmtes Gebirgsmassiv, ein bestimmtes Tal oder Dorf, eine bestimmte Gestalt, bei denen jede Verwechslung ausgeschlossen ist. Und das, trotz strengster Vermeidung allen Kleinlichen Details! In großen Zügen setzt Bille seine Objekte hin, indem er bei der Landschaft die Masse breit fundiert und allmählich erst zu plastisch monumentaler Größe anschwellen läßt, bei der Figur, indem er das Charakteristische und Typische in ihr zu scharf umrissener Form verdichtet, die in ihrer verschlossenen Herbeith wie nichts anderes in seine Landschaft hineinpaßt, mit der sie eine kompakte und ungewundene Einheit bildet. Bille versteht es, Menschen zu gestalten und sie in die Natur zu setzen! Man sehe sich nur seine großen Kompositionen etwas näher daraufhin an: „Holzhauer und

* Zu unserm lebhaften Bedauern müssen wir hier beifügen, daß die junge, lebensfrische und lebenswürdige Gattin vor kurzem dem Künstler durch den Tod jäb entrißen ward, ein Ereignis, das von einschneidender Bedeutung werden dürfte für die Zukunft des Künstlers und seines Schaffens.



Edmond Bille in seinem Atelier in Sierre.

Tod" (S. 463), ein Gemälde, das an der Internationalen Kunstausstellung in München 1909 großes Aufsehen erregte

weitere Entwicklung dieser wahr bietet.

und in den bedeutendsten Kunstzeitschriften seine Wiedergabe fand, „Pastorale“ (S. 473), das erst jüngsthin eine Zierde der Schweizer Sektion der Budapester Ausstellung bildete, „Der Sieger“ (s. Kunstbeilage), „Die Meinen“ (S. 472), wozu die erste Zürcher Kollektivausstellung des Künstlers im März dieses Jahres die farbensprühenden und sonnigen Pastellstudien vorführte. Als dann betrachte man seine zeichnerisch vollendeten, koloristisch ungemein frischen, höchst mannigfaltigen Studien in Del, Tempera, Aquarell und Pastell, sowie endlich die vielen prächtigen Beispiele im „Village“. In allem offenbart sich die gediegene, das Höchste erstrebende Künstlerschaft Billes in geradezu schlagender Weise. Das ist keine Alltagskunst, das ist die ernste und künstlerische und darum auch dauernde Sprache einer groß angelegten Persönlichkeit, deren starke und kraftstrotzende Willensnatur für die eigenartigen Kunst die beste Gewähr bietet.

Dr. S. Markus, Zürich.

Vier indische Skizzen.

Nachdruck verboten.

Aus dem Englischen, von Helene Ludwig, Bern

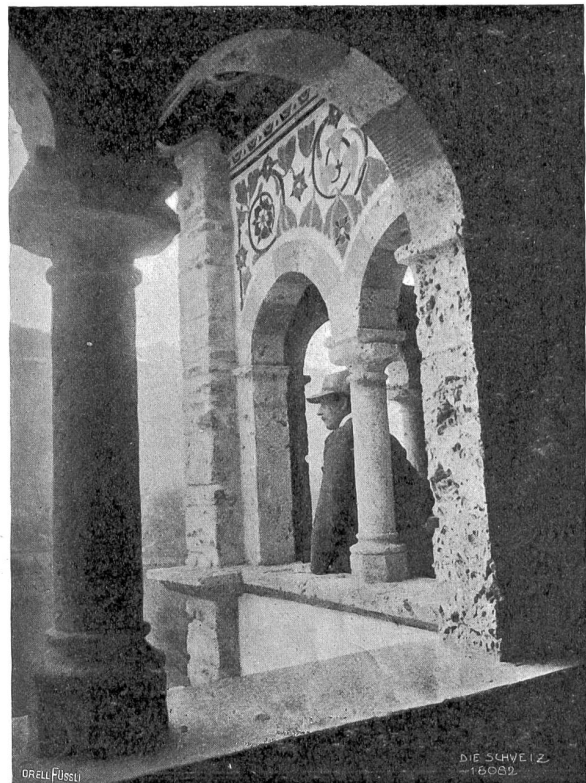
4. Eine tote Stadt.

Bidschapur — eine Stadt der Toten, am Zerfallen in der dünnen braunen Ebene, die sich in flacher Einförmigkeit neben der Linie des wolkenlosen Himmels dahinstreckt, fahl von der Nachmittagshitze...

Unzählige Dome, Ruinen einer entfernten Vergangenheit, erheben sich aus der braunen Erde, um den Ruheplatz der Könige von Bidschapur zu bezeichnen, einst der reichsten Stadt im Dekhan. Gräber und Moscheen sind überallhin zerstreut; aber Verfall und Verwüstung brütet über der Stadt, die still und verlassen daliegt, nur von heißer trockener Luft gefächelt und von der brennenden Sonne versengt. Die Atmosphäre zittert und tanzt über dem großen grauen Dome des Gol Gumbaz, dem Grab des Sultans Mahomed. Innerhalb der zerbröckelten Mauer der Zitadelle entblüht der „Palast der Freuden“, wo einst die Frauen des Harems lebten, seine zu Ruinen gewordenen Fassaden und scheint seines eigenen Namens zu spotten. Etwas weiter, einem Tennisplatz gegenüber, stehen noch immer die prächtigen Bogengänge dessen, was einst der „Himmelsche Palast“ genannt wurde.

Hier, wenn die Schatten der großen Bogen länger werden und die sengende Sonne sich gegen die dürstende Erde neigt, treffen sich die sechs weißen Einwohner der toten Stadt und spielen achtlos ihr Spiel. Jeden Abend am gleichen Ort, die gleiche Beschäftigung, die gleichen Menschen. Arme, an diesen öden Platz Verbannte. Worüber können sie sprechen, woran denken in ihrer engen beschränkten Umgebung? Monate, Jahre vergehen, Jugend und Gesundheit verfallen — für was, für wen?

Die Sonne ist am Untergehen und färbt den Himmel zartviolett und gold-rosa. Der köstlichste Moment des indischen Tages ist gekommen — das Zwielflicht der Dämmerstunde. Die Atmosphäre ist von weichen Tönen durchdrungen, so wohl-



Edmond Bille in der Loggia seines Ateliers.